

Nekr

E

89



n
Nekr E 89

Gotthard^v Jedlicka

Gedächtnisrede auf Fritz Ernst

Buchdruckerei Emil Rüegg & Co., Konradstrasse 20, Zürich 5

g 2102
Fr. Carola Starke
Rüschlikon



Gotthard Jedlicka: Gedächtnisrede auf Fritz Ernst

Im Schauspielhaus Zürich fand am 16. November 1958 eine Gedenkfeier für Prof. Dr. Fritz Ernst statt, an der die folgenden Worte gesprochen wurden:

Am 5. Juli 1948 schrieb Fritz Ernst, auf den Wunsch des Rektorats, die folgenden Zeilen in das Album der Dozenten an der Universität Zürich: «Ich bin am 14. Juni 1889 in meinem Bürgerort Winterthur geboren und seit 1891 in Zürich ansässig. Mir wurden gute Gesundheit und guter Name der Eltern in die Wiege gelegt. Auf den ursprünglichen Vorsatz, kriminalistischer Rechtsanwalt zu werden, verzichtete ich nach kurzem Rechtsstudium und aus der Ueberzeugung, daß es mir gleich schwer fiel, aus der Hand eines Verurteilten wie eines Freigesprochenen Geld anzunehmen. Als Zürcher Student der Germanistik unterstand ich ausschließlich und in seither wachsendem Maße dem Einfluß meines Lehrers Adolf Frey. Er eröffnete mir die Kunst objektiver Betrachtung literarischer Kunstwerke. Die unaustilgbare Erinnerung an den Französischunterricht von Professor Jakob Jud am Gymnasium führte mich mehr und mehr auf das Gebiet des Komparatismus, das ich seit dem 16. April 1948 als Extraordinarius der Universität Zürich verwalte, nachdem ich bereits auf den 1. Dezember 1943 eine Professur für deutsche Literaturgeschichte an der ETH erhalten hatte. Wenn ich meine Ziele also erst spät erreichte, so stehe ich in um so tieferer Schuld bei denen, die nicht ermüdeten, mich öffentlich zu fördern. Ich nenne unter ihnen an erster Stelle Dr. Eduard Korrodi, Feuilletonredaktor der Neuen Zürcher Zeitung». Das ist fast alles, was man im reichen Werk von Fritz Ernst an autobiographischen Aeußerungen in einem engeren Sinne findet.

Ich rufe Fritz Ernst noch einmal vor Ihnen auf: den kleinen, schlanken Mann, der sich so oft auch in diesem Theaterraum aufhielt (denn er gehörte zu den Freunden des Schauspielhauses) und mit dem viele von Ihnen auf die verschiedenste Weise verbunden waren: den manche, die ihn nicht näher kannten, noch in der zweiten Hälfte seines siebten Jahrzehnts als einen Mann von fünfzig Jahren betrachteten. Ein Mensch, der es eilig hatte, seinem Begleiter oft einen halben Schritt voranging; korrekt, und bis vor wenigen Jahren etwas altmodisch gekleidet; die dunkle Krawatte fast immer so locker gebunden, daß der Hemdenknopf aus Messing darunter sichtbar blieb; selten ohne Bücher oder

einem Notizblock mit steifen schwarzen Deckeln oder einem gelben Couvert in der rechten Hand und unter dem rechten Arm; mit einem wohlgebildeten Kopf und einem Gesicht, von dem man meinen konnte, ihm schon in einem Bilde El Grecos begegnet zu sein; mit schwarzen Haaren und schwarzen Augenbrauen noch in seinem neunundsechzigsten Jahre; mit lebhaften dunklen Augen, in denen es funkelte und glitzerte: und einem beweglichen Mund im blassen Gesicht, das, wenn er sprach, und er sprach fast immer, wenn er sich in der Gesellschaft eines andern befand (mit einer leisen Stimme, die mehr beschwor als redete), fast hektisch gerötet war; ununterbrochen beschäftigt, aber bereit, die Beschäftigung, auch wenn er sich ihr mit seiner ganzen Leidenschaft hingab, für längere oder kürzere Zeit aufzugeben, wenn die Umwelt mit ihren vielen Forderungen an ihn herantrat; beständig guter Laune und gesellschaftswillig; intensiv, herzlich und wohlwollend am Schicksal seiner Freunde, vor allem der jungen Menschen, und am Leben seiner Stadt beteiligt, mit einer sichtlichen Scheu vor dem Klatsch; dabei mit seinem ganzen Wesen zuerst und zuletzt auf die Aufgabe ausgerichtet, die er früh zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte: auf die Geschichte, auf die Geschichte seiner Stadt, seines Landes, auf die Geschichte Europas, auf die Weltliteratur, auf die vergleichende Literaturwissenschaft; in einem rastlosen Leben, Tag für Tag, um die Mehrung seines Wissens im Großen und im Kleinen bemüht; von einer großen oder kleinen Entdeckung, die er bei seiner Lektüre auf der Zentralbibliothek, in einem Café oder zu Hause gemacht hatte (und selten verging eine Woche ohne eine solche Entdeckung), begeistert oder sogar hingerissen: durch sie in ein produktives Fieber gesteigert; von einer nie aussetzenden Freigebigkeit mit diesem Wissen, das er nach den verschiedensten Richtungen hin auszubreiten und hinzulegen liebte — mit einer adretten Pedanterie, über die er sich selber lustig machte, wenn er erkannte, daß sie seinem Partner im Gespräch aufgefallen war; auch dann auf dem Wege durch das Leben, durch die Wissenschaft, wenn er scheinbar ruhig (aber wie bewegt war auch diese Ruhe) auf einem Stuhl saß.

Eines der tiefsten Anliegen seiner Lebenshaltung war Höflichkeit. Er war der höflichste Mensch, den ich in meinem Leben kennen lernte. Die Höflichkeit bestimmte seine Lebensführung nach außen und nach innen und verwandelte sich in ein ununterbrochen wirkendes Element seines Wesens. Ich nannte ihn, scherzender Weise, «Fanatiker der Höflichkeit». Mit dieser Höflichkeit trat er allem und jedem gegenüber: dem Bundespräsidenten und der Magd, dem Vorgesetzten und dem

Untergebenen, dem großen Gelehrten und der Mittelschülerin, dem Kollegen und dem Studenten im ersten Semester. Sie war unerbittlich und durch nichts zu erschüttern. Sie war so betont, hatte im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte zu einer solchen Fülle charakteristischer Formen des Ausdrucks geführt, daß er sie eigentlich zu zelebrieren schien und daß man von einem Manierismus der Höflichkeit sprechen konnte, über den viele Menschen, darunter auch höfliche Menschen, lächelten: die nicht ahnten, daß sie ein Schutz in seinem Leben war — und eine Macht, mit der er sich vor sich selber abzuschirmen vermochte. Wir werden nie zu ermessen vermögen, wie viel Gutes er im Verlauf seines Lebens in seiner näheren und weiteren Umgebung nur schon mit dieser Höflichkeit bewirkt hat.

Fritz Ernst hat Zürich geliebt, obwohl er stolz darauf war, aus Neftenbach bei Winterthur zu stammen und auf seine Herkunft von der Landschaft nachdrücklich hinwies, wenn er mit besonderer Eindringlichkeit das Lob von Zürich ausgesprochen hatte. Die Pflichten, die ein Bürger der Stadt zu erfüllen hat, erfüllte er nicht nur gern, sondern in einer festlichen Stimmung. Was er im Verlauf seines Lebens über Zürich, über die Geschichte der Stadt, ihre Bürger und Bewohner, ihre Wirkung weit über ihre Grenzen hinaus geschrieben hat, gehört zu ihrem unverlierbaren Besitz. Die Liebe, die er für seine Stadt fühlte (und der er hin und wieder einen schwärmerischen Ausdruck gab), hat seine Stadt ihm mit ihrer Anerkennung vergolten: mit der Auszeichnung durch den Literaturpreis der Stadt Zürich, im Jahre 1951 — und auf eine wie anmutige Weise hat er in seiner öffentlichen Dankrede seiner Freude darüber Ausdruck gegeben! Das Andenken an Fritz Ernst wird in unserer Stadt lange lebendig bleiben: in den Freunden, die er am Literargymnasium Zürich gewonnen hatte und die weiterhin seine Freunde blieben; in den Soldaten und Offizieren, mit denen er im Verlauf des Ersten Weltkrieges zusammengekommen war und die in der Folge, mit Herzlichkeit und Rührung, vom «Oberleutnant Fritz Ernst» erzählten; in den Schülerinnen der Töchterschule der Stadt Zürich auf der Hohen Promenade, an der er jahrzehntelang (und mit welcher Leidenschaft und mit welchem Erfolg) auf dem Gebiete der Geschichte Unterricht gab; in den vielen Menschen, mit denen ihn Beruf und schriftstellerische Tätigkeit zusammenbrachten; in seinen Studenten an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und an der Universität Zürich; in den vielen Hörerinnen und Hörern seiner Vorträge an der Volkshochschule Zürich, für die er sich sein Leben lang liebenswürdig und hartnäckig zugleich einsetzte; in seinen Leserinnen und Lesern; in

allen Menschen, die ihm in den letzten Jahrzehnten näherkamen, und denen er, auch wenn das Leben eine große äußere Distanz zwischen sie und ihn legte, auf eine Weise, die unbegreiflich bleiben wird, eine klare Treue zu bewahren wußte, die sich in Worten und Taten und in entzückenden Aufmerksamkeiten äußerte — und die er darum auch nach seinem Tode auf ihrem Wege begleitet: denen er jetzt, in dieser Stunde, an diesem Ort gegenwärtig ist.

Fritz Ernst war für mich von früh an (von jenem Zeitpunkt an, da ich seinem Werk zum erstenmal begegnete) die Verkörperung zürcherischen Geistes, zürcherischer Art. Wenn ich «Zürcher» und «zürcherisch» höre, so sehe ich den Zürcher aus Winterthur vor mir, der stadtzürcherisches Wesen mit einer solchen Intensität verwirklichte, wie es bisweilen gerade den Zugewanderten von schöpferischer Kraft möglich wird. Er hat das europäische und innerhalb des europäischen das zürcherische achtzehnte Jahrhundert besonders geliebt: das Jahrhundert, in dem sich zürcherischer Geist, zürcherisches Wesen so reich ausgeprägt haben — auf das die Zürcher sich denn auch so gerne berufen: ein Jahrhundert, in dem die Stadt, in einer für immer vorbildlichen Weise, die Aufgabe erfüllt hat, «geistige Mittlerin» zu sein. Es fällt mir leicht, und ich mache mir oft ein Vergnügen daraus, Fritz Ernst innerhalb dieses Jahrhunderts in der zürcherischen Gesellschaft und Gesellschaftlichkeit zu sehen, wobei ich ihn auch nach Paris reisen lasse, damit er mit seinen Kollegen von der «Encyclopédie» zusammenkommen kann. Man kann aus seinem Werk, aus Abschnitten und Zitaten aus seinen großen und kleinen Essais eine «Zürcher Fibel» zusammenstellen, und vielleicht unternimmt der eine oder andere seiner Schüler, die im Umgang mit ihm viel mehr einen älteren Kollegen und Freund als einen Lehrer erlebten, diese Aufgabe.

Fritz Ernst war ein guter Schweizer, weil er ein guter Zürcher, er war ein guter Europäer, weil er ein guter Schweizer war, und das Bekenntnis zur «vielsprachigen Schweiz» enthält zugleich das Bekenntnis zum vielsprachigen Europa. Das Gebiet seiner Arbeit und seine Arbeitshypothese: «die drei konzentrischen Kreise des Helvetismus, des Europäismus und des Kosmopolitismus, wobei jedesmal in anderer Weise das Zusammenleben der Sprachen und Literaturen zum Ausdruck kommt». Sein Schweizertum verhält sich zu seinem Zürichertum wie sein Kosmopolitismus zu seinem Europäismus. Und Helvetismus, Europäismus, Kosmopolitismus sind bei ihm auch Ausdruck eines Humanismus, eines Humanismus sehr schweizerischer Prägung. In seiner individuellen geistigen Entwicklung spricht sich zugleich die Entwicklung der europäi-

sehen Geistesgeschichte in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts aus: in seiner Entwicklung von der deutschen Romantik zur französischen und italienischen Klassik — und von diesen zu den Russen des neunzehnten und den Spaniern des zwanzigsten Jahrhunderts, die er zu einem Teil (Ortega y Gasset und Azorin) für die Schweiz erst entdeckt hat: und in den letzten Jahren eine überraschende Hinwendung zur englischen Literatur. In einem Zürcher des zwanzigsten Jahrhunderts lebt, in einer seltenen Vielartigkeit und Vielfältigkeit, noch einmal auf, was den Zürichern das achtzehnte Jahrhundert für immer lebendig erhält.

Er war im selben Ausmaß Künstler und Wissenschaftler. Sein Künstlertum, von dem wenig gesprochen wird, war um so reiner, als es ihm nie bewußt wurde. Er selber war überzeugt, Wissenschaftler und nur Wissenschaftler zu sein. Allerdings: «Was Wissenschaft ist, weiß ich nicht; ich weiß nur, wie man wissenschaftlich arbeitet», sagte er zu einem seiner Freunde. Die Literatur der verschiedenen Sprachen, Zeiten, Völker, Nationen, alles was man unter dem Begriff «Weltliteratur» nennt, war, neben der Weltgeschichte, das große Gebiet, in dem er sich auf seine Suche begab. Ich sehe ihn (von einer unstillbaren Neugierde, zugleich von einem sicheren Instinkt geleitet) durch einen Urwald gehen (durch die Zentralbibliothek Zürich, auf die er so stolz war, wie nur ein Zürcher darauf stolz sein darf) und durch diesen ordentliche und übersichtliche Wege schlagen, auf denen er sich immer zu seinem Ausgangspunkt zurückfindet, an dem er sorglich aufschichtet, was er gefunden hat. Mit der Hilfe dessen, was er in der einen und in der andern Literatur entdeckt und erkannt hatte, hob er, was miteinander zu vergleichen war, heraus. Er kam mir in seiner Tätigkeit, die ich oft Tag für Tag verfolgen konnte, nicht nur als ein Urwaldgänger, sondern als ein Goldsucher vor, Urwaldgängerei, Goldsucherei in einer fruchtbaren und reizvollen Verbindung.

Fritz Ernst hat ein reiches Leben mit viel Licht und viel Dunkel gelebt; und er war sich dessen bewußt, daß jedes wesentliche menschliche Leben sich über einem dunklen Grund: aus diesem heraus: gegen das Licht vollzieht. Er war ein mutiger und ein anmutiger Kämpfer. Er fühlte sich, was er in jeder Stunde seines Lebens als ein Geschenk des Lebens empfand, immer gesund. Einen schweren Unfall, bei dem er, wie durch ein Wunder, dem Tode entgangen war, überwand er so rasch, daß die Menschen, die ihm am nächsten standen, in der Ueberzeugung, daß ihm ein hohes Alter beschieden sein werde, noch bestärkt wurden. Er selber hatte, nach seiner Genesung, das Gefühl, am Beginn einer

langen Periode produktiver Arbeit zu stehen. Er, dem so viel daran gelegen war, was er begonnen hatte, immer zu einem guten Ende zu führen; abzurunden (welches Wort er oft gebrauchte), hat auch sein Leben auf eine Weise gelebt, daß es nicht als ein beendetes, sondern als ein abgeschlossenes und abgerundetes Leben vor uns liegt: Gunst des Schicksals. Bis in ein Alter, das wir als Greisenalter bezeichnen, ist er jung geblieben: auf eine erlaubte Weise jung, weil sie nicht das Ergebnis des Willens war, sondern auf der Unererschöpflichkeit seiner seelischen und geistigen Kraft beruhte. Und dann ist er rasch gestorben — höflich gestorben, mitten in der Nacht, vielleicht im Schlaf, wahrscheinlich schmerzlos. Ich bin wenige Stunden vorher mit ihm zusammengewesen, ich habe seine letzten Sätze in diesem Leben gehört: und wie er damals war, bleibt er in meiner Erinnerung: heiter, angeregt, lebensfreundlich, bestimmt und versöhnlich, eilig und genau, mit verschiedenen Aufgaben beschäftigt, die sich gegenseitig ergänzten, ungeduldig auf den kommenden Morgen.

Wenn er, vor einem Vierteljahrhundert, hin und wieder geäußert hatte, das Leben habe ihm manches versagt, was es andern freigebig zukommen lasse (womit er die Tätigkeit als Lehrer und Forscher an einer schweizerischen Hochschule meinte), so war das Gefühl, das im letzten Jahrzehnt seines Lebens in ihm vorherrschte, das einer großen Dankbarkeit, dem er oft Ausdruck gab. Er liebte es, aus der Gegenwart in die Zukunft zu denken und vieles zu planen, da er nur glücklich war, wenn die Aufgaben ihn umdrängten und wenn er mehrere nebeneinander fördern konnte; und weil seine Freunde, oder einige seiner Freunde, ihm zum sechzigsten Geburtstag eine Festschrift gewidmet hatten, so hatte er auf den Tag seines siebzigsten Geburtstages (für den 14. Juni 1959) ein Buch des Dankes an seine Freunde vorbereitet: «Erinnerung und Dank», ein Buch, von dem nur wenige wußten — und das er mehr als ein Jahr vor diesem Tage seinem Verleger hatte zukommen lassen, um sicher zu sein, es seinen Freunden zum 14. Juni 1959 schenken zu können. Das Buch wird auf diesen Tag erscheinen. Und wie schön ist es für uns, und wie sehr paßt es zu ihm, daß er auch auf diese Weise über seinen Tod hinaus als ein schenkender Freund vor uns hintreten wird, wie er für uns alle immer ein schenkender Freund war.

NO/000

Zentralbibliothek Zürich



ZM03412884

